

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ricarda, Junge

Die letzten warmen Tage

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

EINS

Wenn wir in der Lage sind, uns an einen besseren Ort zu denken als den, an dem wir uns gerade befinden, warum sollten wir dort nicht bleiben?

In der Mitte des kleinen Parks, auf einem hellen, von Linden umstandenen Platz, drehte sich eine rote Marmorkugel auf einem Granitblock. Sowohl über die Kugel als auch über den Sockel floss Wasser und bildete eine dünne, silbrige Haut, die aufspritzte und glitzerte, wenn man sie mit dem Finger durchstieß. Ein Junge und ein Mädchen in abgeschnittenen Jeans, T-Shirts und Plastiksandalen kletterten auf den Granitblock. Sie spielten Zauberer und Fee, hielten die Welt in den Händen und drehten sie. Alles andere war vergessen. Sie wölbten die Hände über die Kugel, breiteten die Arme aus, die kleinen Schultern hoben und senkten sich. Nur durch ihre magischen Kräfte wurde die Kugel bewegt, konnte das Wasser fließen.

Es war ein heißer Tag in einer Reihe von heißen Tagen, die den Boden ausgedörrt und den Rasen verbrannt hatten. Obwohl kein Wind wehte, stieg von den Parkwegen gelber Staub auf, der sich wie Löschpapier auf die Kinderhaut legte. Das Wasser roch wie ein unterirdischer Fluss, es war kalt und klar und prickelte an den Füßen. Mit nur

einer Handbewegung holten die Kinder es aus der Tiefe herauf; sie hätten den Fluss auch unterbrechen und die Kugel zum Anhalten zwingen können. Das wussten sie und spürten ihre Kraft, ihre Macht. Da räusperte sich der Junge und sagte: »Du bist meine liebste Schwester.«

Das Mädchen fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und dachte, dass es leicht sei, dies zu behaupten, da sie nur zu zweit waren und er keine andere Schwester hatte. Doch dann erkannte sie die Bedeutsamkeit des Moments und nickte. In ihrer Verlegenheit durchstieß sie die Wasserhaut mit dem Finger, dass es nur so spritzte und glitzerte und sie beide nass wurden.

Mein Bruder und ich.

Hieran denke ich, hierhin wandere ich zurück, wenn ich unglücklich bin.

ZWEI

In der Tür bleibe ich noch einmal kurz stehen. Sehe mich um. Muss ich die Fenster schließen, bevor ich gehe? Ich will nur Zigaretten holen. Beim Spätkauf drei Straßen weiter. Fünf, höchstens zehn Minuten. Dann werde ich wieder zurück sein.

Die Tür aber schließe ich ab. Lasse den Schlüssel in meine Handtasche fallen. Geld hab ich dabei. Auch das Handy. Brauche ich noch etwas? Nein.

Im Treppenhaus riecht es nach Weißkohl und einem scharfen, essighaltigen Putzmittel. Außerdem ein bisschen nach Klo, nach uralten Abflussrohren. Wie die wohl von innen aussehen? Das hab ich mir früher in Leipzig oft vorgestellt. Meine Studentenbude hatte keine Toilette, sie war auf dem Treppenabsatz. Da roch es genauso wie hier.

Wurde ein Haus saniert, riss man die alten Rohre heraus und warf sie durch die Fenster in Container, die an der Straße standen. Es krachte, splitterte, knallte, trotzdem brachen die Rohre fast nie. Sie waren von innen gestählt. Rötlich braune Verkrustungen, dicke schwarze Stalagmiten, ein knappes Jahrhundert Scheiße, fast schon fossil. Nie konnte ich daran vorbeigehen, ohne hineinzusehen.

Die Tasche geschultert, laufe ich die Treppe hinunter. Ein wackliges Holzgeländer, auf den Stufen Linoleum, mintgrün gestrichene Wände, über jedem Treppenabsatz hängt eine Glühbirne. Die zwischen erstem Stock und Erdgeschoss ist kaputt. Beobachtet mich wer? Steht über mir und sieht mir nach? Unsinn. Dennoch ein Kribbeln im Nacken. Ich blicke zurück. Kein Mensch da. Natürlich nicht.

Immer finde ich einen Grund, vom Schreibtisch aufzustehen. Da ist niemand mehr, der mich zurückhält und fragt: Wo willst du jetzt wieder hin?

Dieses Alleinleben ist noch ungewohnt.

Schon tagsüber ist in der Gegend nicht viel los. Jetzt, am Abend, sind die Straßen wie ausgestorben. Dabei liegt der Prenzlauer Berg nicht weit entfernt. Drei Tramstationen, zu Fuß eine Viertelstunde. Dort reiht sich Geschäft an Geschäft, Café an Café, man findet nie einen Parkplatz, und alle Häuser sind längst saniert. Hier riecht es an kühlen Tagen immer noch nach Braunkohle. Viele Ladenlokale stehen leer. Anstelle von Coffeeshops gibt es Asia-Imbiss-Container auf Baubrachen. Erst seit kurzem macht ein hipper Friseurladen namens ›Schnittstelle‹ dem altingesessenen ›Friseur Schröder‹ und ›Mandys Herren-, Damen- und Kinderschnitte‹ Konkurrenz. Ecke Richard-Sorge- und Erich-Mühsam-Straße kündigt ein Schild den Bau von ›High-End-Quality‹-Luxusappartements an. Darüber hat jemand mit roter Farbe »Verpisst euch« und »Kapitalistenschweine« gesprüht.

Ich gehe zum ›Spätkauf‹ am Frankfurter Tor, dem ein-

zigen in der Gegend, der meine Zigarettenmarke im Sortiment hat. Am Prenzlauer Berg hatte ich dieses Problem nicht.

Zwei Päckchen. Zehn Euro vierzig verlangen sie inzwischen dafür. Ich zähle das Geld auf den Tresen, stecke die Zigaretten ein. Als ich anfang zu rauchen, hat ein Päckchen noch fünf Mark gekostet. Da war ich dreizehn. »Warum musst du mir ausgerechnet das nachmachen?«, hat meine Mutter damals gefragt. Sie rauchte lässig und elegant, neigte den Kopf zur Seite, knickte die Hand etwas ab, blies den Rauch langsam aus, mit halbgeschlossenen Augen sah sie ihm beinahe sehnsüchtig nach. Bei ihr waren es selten mehr als drei oder vier Zigaretten am Tag. Eine morgens, zwei am Mittag, und abends immer eine vor dem Badezimmerspiegel. Ich liebte es, wenn sie den Rauch mit gespitzten Lippen gegen ihr Spiegelbild blies. Langes, dunkles Haar, ein schmales Gesicht, ein breiter Mund und eine etwas zu große Nase – »hab ich von meinem Vater«, hat sie oft gesagt und sie einen Zinken genannt. Wenn ich mit den Fingernägeln am Türrahmen kratzte, ganz leise nur, zuckte Mutter zusammen und sah mich erstaunt, nein, verwirrt an. Immer kam es mir vor, als wäre sie gerade aus einer anderen Welt zurückgekehrt. Zu mir. Dann lächelte sie und wedelte mit der Hand: »Husch, husch ins Bett. Ich seh gleich noch mal nach dir.«

Neben meinem Job – ich bin Werbetexterin in einem Online-Versandhaus – schreibe ich an einem Roman, meinem zweiten, versuche die Geschichte meiner Mutter zu

erzählen, ihre Flucht aus der DDR, komme mit der Arbeit aber nicht recht voran.

Ich setze mich auf eine in die Hauswand eingelassene Steinbank und zünde mir eine Zigarette an. Skater fahren über den Platz, die Räder der Boards rattern über den unebenen Betonboden.

Es ist Anfang September. Die Tage werden kürzer.

Bald wird es wieder monatelang kalt und dunkel sein. Im vergangenen Winter lag in Berlin von Dezember bis Anfang März Schnee.

Ich gehe die Allee entlang, mit schnellen Schritten unter den Pappeln hindurch. Habe eine Idee für den Roman. Will nach Hause. Muss zurück an den Schreibtisch. Sofort. Ein kurzer Moment nur, in dem ich die Geschichte vor mir sehen kann. Wenn ich nicht schnell genug bin, ist er vorüber. Ich gehe noch schneller. Unter meinen Schuhen knirscht Kies. Am liebsten würde ich rennen. Der Wind fährt in die Kronen der Pappeln. Plötzlich dieser Mann.

Wir stoßen zusammen.

Ich pralle zurück.

Stolpere.

Er packt mich am Arm.

DREI

Er trägt einen grauen Anzug und ein weißes Hemd. Seinen Trenchcoat hat er sich über die Schulter gelegt.

»Ist doch wärmer, als ich gedacht hab«, sagt er und geht weiter neben mir her. Mein Arm fühlt sich an, als hätte seine Hand einen Abdruck darauf hinterlassen. Das gibt bestimmt einen blauen Fleck.

Auf den ersten Blick hat der Mann größer gewirkt, als er ist. Er ist schlank, nein, schmal und sicher keine einsachtzig groß, strahlt jedoch etwas Zähes, Zielstrebiges aus. Sein rotblondes Haar ist streng zurückgekämmt, als hätte jemand lange Bahnen Kupferdraht auf seinem Kopf ausgespult. Er hat sehr helle Haut.

»Kann man hier irgendwo essen gehen?«, fragt er. »Und einen schönen Rosé trinken?«

An der Allee gibt es einige Restaurants, die Prager Hopfenstuben, den Griechen, ein Steakhaus, das damit wirbt, dass man nirgendwo sonst billiger essen kann.

»Das macht mich nicht an«, sagt er und legt sich den etwas heruntergerutschten Trenchcoat wieder über die Schulter. Er sieht zu mir. Seine Augenbrauen sind so hell, dass man sie kaum erkennen kann. Er lächelt. »Es soll hier eine ganz gute Bar geben. Die Tschechische Bar oder so.«

Er sieht mich immer noch an. Ich wende den Blick ab.
»Da gibt's kein Essen. Nur vernünftige Drinks.«

»Vernünftig? Sehr gut.« Er lacht und muss husten. Presst sich die Faust an den Mund. Schüttelt den Kopf, ungeduldig, verärgert, scheint mir. Seine Augen tränen. Mit kratziger Stimme sagt er: »Da gehen wir hin.« Er räuspert sich, lächelnd schaut er mich an. »Sagen Sie bitte nicht nein.«

Ich hätte die Fenster schließen sollen.

Er hat von der Bar nur gehört? Nein. Denn als wir eintreten, begrüßt ihn der Barkeeper, und aus einem Séparée ruft eine Frau: »Hier sind wir, Consti. Warum bist du schon wieder so spät?«

»Ich habe noch jemanden kennengelernt«, sagt er, und als würde er spüren, dass ich wieder gehen will, fasst er mich an den Schultern und schiebt mich vor sich her. Wieder dieser feste Griff. Er legt seine Wange, kühl und glattrasiert, an mein Ohr. »Wie heißt du überhaupt?«, flüstert er.

»Anna.«

»Darf ich euch Anna vorstellen?«, ruft er. Flüstert wieder: »Die sind sowas von öde, bitte lass mich nicht im Stich.«

Die Frau trägt große korallenfarbene Ohrclips, enge Designerjeans und eine locker sitzende graue Seidenbluse. Auf ihrer flachen Brust liegt eine dicke rote Kette, die zu den Ohrklipsen passt. Die anderen, alles Männer und deutlich älter als ich, tragen Anzüge oder Jackett und Jeans.

Eine Glaswand und eine Tür, die lautlos zur Seite gleitet, trennt das Séparée von der Bar.

Gedämpfte Musik, Jacques Brel, den muss man eigentlich laut hören.

Wir setzen uns auf eine niedrige Bank. Viel zu klein für uns zwei. Der Barkeeper empfiehlt einen Daiquiri Natural, den nehme ich. Consti – der Name gefällt mir nicht. Consti. Er bestellt eine Flasche Rosé. Aber die Tischlampe gefällt mir. Sie hat einen eierschalenfarbenen Schirm und einen schweren Silberfuß in Form eines Kiefernzapfens. Aschenbecher sind in die niedrigen würfelförmigen Tische eingelassen, die zwischen den Bänken stehen. Ich zünde mir eine Zigarette an. Consti hustet, es klingt trocken und rau. Die Korallenfrau, die sich gerade angeregt unterhält, wirft mir einen bösen Blick zu. Ich inhaliere tief, stoße den Rauch durch die Nase aus. »Stört es dich, Constantin?«

Er lacht. »Nenn mich bloß nicht so! Ich bin Consti, sonst komm ich mir alt vor.«

»Ich mag keine Männer, die wie kleine Jungs heißen.«

Er sieht mich an. »Rauch du nur.«

Constantin arbeitet in der Internetbranche. Die anderen auch. Solche Leute habe ich mir irgendwie lässiger vorgestellt. Einer der Männer, vielleicht Anfang vierzig, mit kantigem Kinn, Glatze und schwarzer Hornbrille, erzählt von einem Fonds, der in Berliner Start-ups investiert. »Fünfzig Millionen Euro hab ich grad an der Hand«, sagt er.

E-Commerce, Business-to-Business, Wagniskapital, nichts davon kenne ich. Constantin hat gerade eine App

verkauft, die auf Sonderangebote aufmerksam macht. Ob Klopapier, Hotelzimmer oder Luxusklassewagen – mit dieser App, erklärt er mir, weiß man immer, wo in der Nähe das beste Schnäppchen zu haben ist. Es gebe auch Restaurant-, Event- und Wellness-Apps.

»Und eine für Hostessen«, grinst der Typ mit der Hornbrille. Constantin ignoriert ihn, wendet sich wieder an mich. »Die ersetzen die alte soziale Infrastruktur fast komplett«, sagt er. »Du kennst dich aus – egal, wo du bist. Fühlst dich überall wie zu Hause.«

Die Korallenfrau mischt sich ein: »Aber deswegen bist du doch nicht in Berlin. Verrätst du mir, was du vorhast, Consti?«

Am Tisch wird es still. Alle sehen zu ihm. Er beugt sich vor, zieht eine Zigarette aus meinem Päckchen und steckt sie an. »Wenn es so weit ist, erfährst du es als Erste. Ist noch nicht spruchreif, Chérie.«

Er pafft nur. Rauch verhüllt sein Gesicht. Die Korallenfrau hebt die gezupften Augenbrauen. Da sehen sie aus wie dünne Portale. »Das will ich doch hoffen«, sagt sie.

Sein Körper spannt sich an. Ein heiseres Krächzen. Trotzdem zieht er noch einmal an der Zigarette, stößt den Rauch aber sofort aus und drückt sie dann in den Aschenbecher.

Nach dem zweiten Drink will ich gehen. Verabschiede mich. Constantin küsst mich auf beide Wangen und setzt sich wieder. Als ich die Glastür aufschiebe und das Séparée verlasse, nickt er mir zu. Ich gehe an die Bar, um zu zahlen. Habe ich genug Geld dabei? Ohne aufzuschauen,

sagt der Barkeeper: »Müssen Sie nicht. Ist geklärt.« Er füllt Crushed Ice in einen Shaker.

Wann hast du das gemacht, Constantin?, denke ich. Will mich nach dir umsehen. Da stehst du plötzlich neben mir.

»Ich begleite dich«, sagst du, den Mantel über der Schulter.

»Musst du nicht.«

»Keine Widerrede. Glaubst du, ich lass dich allein gehen?« Du legst deine Kreditkarte auf den Tresen. Der Barkeeper zieht sie durch, reißt den Beleg ab und reicht ihn dir zusammen mit einem Kugelschreiber. Ich beuge mich zu dir, will sehen, wie du unterschreibst. Mein Großvater hat immer gesagt, dass die Handschrift viel über einen Menschen aussage. Er selbst schrieb nur an der Schreibmaschine, »incognito bleiben« hat er das genannt.

Du ziehst einen silbernen Füllfederhalter aus der Innentasche deines Jacketts, schraubst die Kappe ab, setzt sie hinten sorgfältig auf. Schwarze Tinte und eine harte spitze Mine. Eine ebenso harte, beinahe zackige Schreibbewegung. Deine Schrift ist schlank, wirkt fließend, die hohen, großen Buchstaben beugen sich leicht. Wie Strandhafer, wenn Wind durch ihn streicht.

Es ist kalt, als wir aus der Bar kommen. Du schlüpfst in deinen Mantel, fragst: »Oder willst du ihn?«

Ich schüttele den Kopf. »Waren das Kollegen von dir?«

»Eher Haie im selben Becken.« Du nimmst meine Hand, faltest deine Finger um meine. »Schön, dass ich dich begleiten darf.«

»Du hast mir keine Wahl gelassen«, sage ich, lächele, aber du, plötzlich, geradezu aggressiv, fährst mich an: »Hast du dich gewehrt? Hab ich nichts von gemerkt. Wer sich nicht wehrt, darf sich hinterher nicht beschweren.«

Was ist jetzt los? Hast du zu viel getrunken? Ich bleibe stehen, aber ehe ich etwas sagen kann, flüsterst du: »Ach, verdammt.« Langsam, als wärst du gerade erwacht, hebst du die Hand, spreizt Zeigefinger und Daumen, reibst deine Augen. »Ich war noch bei den Haien. Manchmal komm ich nicht rechtzeitig wieder an Land, und dann packt mich was, tut mir leid.« Du lässt die Hand sinken, hebst den Kopf. »Jetzt bin ich da.« Du blickst mir in die Augen. »Geh noch ein Stück mit mir.«